



Sie begleiten schwerkranke und sterbende Menschen: die ehrenamtlichen Helfer des Besuchsdienstes für Kranke und Sterbende.

FOTO: OH

Hospiz: Eine Idee feiert Jubiläum

Vor 25 Jahren haben Maja Dornier und Christa Popper den Besuchsdienst gegründet

Von Ruth Eberhardt

LINDAU - Im August 1986 haben Maja Dornier und Christa Popper beim damaligen Landrat Klaus Henninger vorgesprochen und ihm eine ungewöhnliche Idee vorgetragen: Die beiden Frauen wollten eine Laienhelfergruppe gründen, die einsame und sterbenskranke Menschen begleitet.

Dieses Gespräch mit dem Landrat, der von der Idee sofort angetan war, war die Geburtsstunde des Besuchsdienstes für Kranke und Sterbende in Lindau. Er feiert nun am 8. Oktober unter anderem mit einem Hospiztag sein 25-jähriges Bestehen.

Dass sie mit ihrem Besuchsdienst zu den Pionieren der Hospizbewegung in Deutschland gehörten, wurde Maja Dornier und Christa Popper erst sehr viel später bewusst. Allerdings merkten sie schnell, dass es im weiten Umkreis nichts Vergleichbares gab - und auch niemanden, der sie mit Erfahrungen in der Sterbebegleitung unterstützen konnte.

Folglich erarbeiteten sie ihre Inhalte und Strukturen mit Hilfe von Büchern der Sterbeforscherin Elisabeth Kübler-Ross selbst. Ihr Projekt umschrieben die beiden Frauen da-

mals so: „Alleinstehende Schwerkranke und Sterbende in Krankenhäusern und Pflegeheimen sollten ehrenamtlich von einer fortgebildeten Laienhelfergruppe - jeweils im Sinne einer Bezugsperson - liebevoll betreut und begleitet werden, solange sie es brauchen und wünschen.“ Sie wollten damit auch Pflegekräfte und Ärzte entlasten und der Anonymität im Krankenhaus vorbeugen.

Alleine hinter Vorhängen

Ihre Motivation bezogen die beiden Frauen aus eigener Betroffenheit: Maja Dornier hatte im Jahr 1958 als junge Frau in England auf der Krebsstation eines Londoner Krankenhauses gearbeitet. Sie hatte erlebt, wie sterbende Patienten hinter zugezogenen Bettvorhängen allein gelassen wurden. Das Sterben eines Menschen passte nicht an einen Ort, an dem der Tod als Niederlage der Medizin betrachtet wurde.

Diese Erlebnisse waren für Maja Dornier so schockierend, dass sie in Verbindung mit eigenen Erkrankungen und Erfahrungen im privaten Umfeld den Wunsch reifen ließ, sich für sterbenskranke Menschen zu engagieren. In Christa Popper, die als

Selbstbetroffene eine Krebsnachsorgegruppe leitete, fand Maja Dornier die ideale Partnerin für die Verwirklichung dieses Anliegens. Die beiden Frauen ergänzten sich, bildeten ein effektives Team und konnten sich gegenseitig Mut machen.

Das war notwendig, denn die Reaktionen auf ihre Arbeit reichten von leichtem Befremden bis zu blankem Entsetzen. Andererseits fanden sie schnell Unterstützer und treue Weggefährten. Und zu den ersten Veranstaltungen zum Thema „Tod und Sterben“ kamen die Menschen in Scharen - gerade so, als hätten sie nur darauf gewartet, dass endlich jemand diese Thematik aus der Tabuzone holt. Schon bald formierte sich ein Besuchsdienst mit 22 ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern.

Helfer ausgebildet

Seither ist viel geschehen. Viele Menschen haben an ihrem Lebensende menschlichen Beistand und persönliche Zuwendung erfahren, und viele Angehörige sind unendlich dankbar für diese Unterstützung. Der Besuchsdienst selbst entwickelte seine Arbeit stetig weiter, bildete Helfer aus und veranstaltete Vorträ-

ge für die Öffentlichkeit. Geändert hat sich der Einsatzbereich: Ins Krankenhaus wird der Besuchsdienst wegen der dort kurzen Verweildauer von Patienten heutzutage kaum noch gerufen. Zwei Drittel ihrer jährlich rund 3000 Einsatzstunden leisten die mittlerweile rund 40 ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen im Hospiz „Haus Brög zum Engel“, das 1998 mit sechs Betten eröffnet wurde und jedes Jahr etwa 50 „Gäste“ (so nennt das Hospiz seine Patienten) betreut. Ein Drittel der Einsatzstunden sind im ambulanten, also vor allem im häuslichen Bereich gefordert.

Viele der Ziele und Grundlagen, die der Besuchsdienst für Kranke und Sterbende vor 25 Jahren entwickelt hat, haben bis heute Bestand. Vor allem geht es damals wie heute darum, sterbenskranke Menschen in ihrer Persönlichkeit bedingungslos zu akzeptieren, sie liebevoll zu betreuen und ein Sterben in Würde zu ermöglichen - ohne künstliche Verlängerung oder gar Verkürzung des Lebens.

Auch für eine umfassende Medizin und Pflege einschließlich moderner Schmerztherapie setzt sich der Besuchsdienst ein. ■ INTERVIEW

Interview

„Es ist ja ein ganz wichtiges Stück Leben“

Gründerin Maja Dornier spricht über die Anfänge und die Motivation der Hospizarbeit

LINDAU - Der Besuchsdienst für Kranke und Sterbende in Lindau besteht seit 25 Jahren. Er war damit eine der ersten Hospizgruppen in Deutschland und zugleich Keimzelle des „Haus Brög zum Engel“ in Lindau, das 1998 als eines der ersten stationären Hospize in Bayern eröffnet wurde. Maja Dornier und die im Jahr 2003 verstorbene Christa Popper haben den Besuchsdienst gegründet mit dem Ziel, Menschen in der letzten Phase ihres Lebens zu begleiten und ein Sterben in Würde zu ermöglichen. Ruth Eberhardt sprach mit Maja Dornier.

LZ: Frau Dornier, welchen Stellenwert hatte die Hospizarbeit vor 25 Jahren, als Sie den Besuchsdienst gründeten?

Maja Dornier: Damals gab es überhaupt noch keine Hospizarbeit, zumindest nicht das, was man heute darunter versteht. Sicher gab es immer Leute, die sterbende Menschen begleiteten. Das ist eine ganz normale menschliche Aufgabe. Aber organisierte Hospizarbeit war noch gar nicht etabliert. Es ging so weit, dass wir gar nicht wussten, dass wir zur Hospizbewegung gehören. Wir wollten einfach etwas für Sterbende tun.

LZ: Welchen Stellenwert hat die Hospizarbeit heute?

Maja Dornier: Heute ist die Hospizbewegung voll und ganz in Deutschland angekommen. Ende der 60er-Jahre hatte sie sich in England etab-



Maja Dornier

FOTO: RUE

liert. Cicely Saunders hat 1967 in London das erste stationäre Hospiz einweihen können. Sie war Sozialarbeiterin, Krankenschwester, hat Medizin studiert und das erste palliativmedizinische Verfahren zur Schmerzlinderung mit Morphin entwickelt. Rund 20 Jahre später gab es die ersten Hospizinitiativen auch in Deutschland. Ihr liegt die Vision zugrunde, ein würdiges Leben bis zuletzt und ein Sterben in Würde zu ermöglichen. Allerdings ist dies immer noch ein Tabuthema. Sogar die auffällige Beschäftigung damit ist für mich auch eine Art, ein Tabu nicht an sich ranzulassen. Es wird in der Öffentlichkeit darüber geredet, aber es ist noch nicht beim Einzelnen angekommen, sich mit seiner eigenen

Endlichkeit zu beschäftigen.

LZ: Welche Reaktionen haben Sie damals auf Ihr Engagement für sterbende Menschen bekommen?

Maja Dornier: Das war sehr zwiespältig. Zum Teil gab es ganz offen geäußertes Unverständnis und Entsetzen. Die Leute haben zum Teil die Straßenseite gewechselt, wenn sie uns gesehen haben. Sie hatten Angst, dass man sie auf dieses Thema anspricht. Es hat so viel Unbehagen ausgelöst. Das zeigt ganz deutlich, was die Menschen zu erwarten hatten, wenn sie selbst oder ihre Angehörigen mit dem Sterben konfrontiert waren. Sie erlebten dann, dass man ihnen eher auswich. Man war hilflos und hatte Angst davor, jemanden trösten zu müssen. Diese Ausgrenzung wollen wir mit der Hospizbewegung auch heute noch überwinden. Es ist ja ein ganz wichtiges Stück Leben, wenn man sich von dieser Welt loslösen muss.

LZ: Was war in dieser Zeit Ihre größte Antriebskraft?

Maja Dornier: Wir wollten etwas verändern. Mir ist die Würde des Lebens sehr wichtig, der Wert des Lebens und die Kostbarkeit eines jeden Individuums. Deswegen ist es ganz wichtig, dass wir die Würde aufrechterhalten. Wichtig ist auch, dass Kinder und Jugendliche erfahren, wie man mit Leben umgehen muss, damit die Wertegemeinschaft weiter

bestehen kann.

LZ: War das stationäre Hospiz „Haus Brög zum Engel“ eine folgerichtige Fortsetzung der ambulanten Hospizarbeit?

Maja Dornier: Ja. Das Hospiz ist eine Ergänzung und eine große Stütze für unsere ambulante Arbeit. Wir wollen, dass möglichst viele Menschen zu Hause sterben können - weil es auch das ist, was die Menschen wollen. Dabei ist es hilfreich, im Hintergrund eine Einrichtung zu haben, die jederzeit Rat bietet und in die ein Patient auch kommen kann, wenn die Angehörigen erschöpft sind.

LZ: Warum ist die Art und Weise, wie sich die ambulante und stationäre Hospizarbeit in Lindau ergänzen, als einzigartig anzusehen?

Maja Dornier: Es gibt in Bayern elf oder zwölf stationäre Hospize. Gesetzgeber und Krankenkassen verlangen, dass sie mit ehrenamtlichen Hospizgruppen zusammenarbeiten. Als einzigartig ist anzusehen, dass die ambulante und stationäre Hospizarbeit bei uns sehr stark vernetzt ist, weil wir als ambulanter Dienst das Hospiz aufgebaut, das Hospizkonzept aufgestellt und Hauptamtliche angestellt haben. Besuchsdienst und der Trägerverein des Hospizes arbeiten eng zusammen. Die Vorsitzenden beider Vereine leiten das Hospiz einvernehmlich und ehrenamtlich. Das gibt es sonst nirgends.